

„Ein Mensch, der sich seiner selbst ganz bewusst ist, ist immer im Exil. Erst wenn du Stück für Stück alles ablegst, was dir von anderen aufgebürdet, aufgezwungen wird, baust du allmählich deine eigenen Werte auf – das schließt auch den Selbstzweifel mit ein.“

(Gao Xingjian, Literaturnobelpreisträger 2000)

[Vorausschickend:

Es gilt zu beachten, dass beim Aufbau der „eigenen Werte“ nicht pauschal alles von außen kommende abgelehnt wird. Das Subjekt lässt sich immer gerne von außen anregen und beeinflussen, übernimmt Eigenschaften anderer in die eigene Konzeption, doch sobald es keine Kontrolle mehr über die Entscheidung ‚Aufnehmen oder Ablehnen‘ hat, wird der äußere Einfluss als „aufgebürdet, aufgezwungen“ empfunden. In diesem Sinne wird im nachfolgenden Text der Term „äußere Einflüsse“ gehandhabt.]

Der Mensch, der sich selbst ganz bewusst sein will, ist immer im Exil. Im Exil wovor?

Einmal sich selbst, was im folgenden Text gezeigt wird.

Ein Mensch, der sich „seiner selbst“ voll bewusst sein will, also sein Denken und Handeln stets reflektiert und analysiert, muss zu sich selbst, um sich beobachten zu können, auf eine gewisse Distanz gehen. Seinem Vorhaben einer Selbstanalyse folgend, wird er zuerst versuchen, das Ich, die eigenen Identität festzusetzen, ein Muster aus Verhaltens- und Denkweisen aufzulisten, das er als für sich selbst typisch und bezeichnend und von den anderen Menschen unterscheidend ansehen kann. Es sucht also seine ganz eigene Bedeutung, seine Besonderheit, oder besser das, was man gemeinhin als Identität bezeichnet.

Im Zuge des Aufbaus der eigenen – also ursprünglichen und unverfälschten - Identität müssen zunächst „von anderen aufgebürdete, aufgezwungene“ Eigenschaften abgelegt werden. Im Zuge dieses Prozesses wird sich das Ich der Problematik seines Vorhabens bewusst werden.

Angelehnt an Friedrich Nietzsches „Sein ist Schein“ aus seiner *fröhlichen Wissenschaft* lässt sich Identität gut mit der völligen Übereinstimmung einer Person und dem, als was sie ihrer Umwelt erscheint, also was sie nach außen hin ist, definieren.

Was in der Philosophiegeschichte seit Leibnitz als Persepektivismus und später als Relativismus vertreten ist, ist auch der Ursprung des Problems der Identität. Wirklichkeit ist immer subjektiv, so hat auch die wirkliche Erscheinungsform eines Menschen für die jeweils übrigen immer den Charakter einer bloßen Vorstellung. Der Begriff Identität beschreibt also meist mehrere Bilder einer Person, aus verschiedenen Perspektiven gebildet, die sich unmöglich nivellieren lassen.

Dieses Bild, eine Rollenvorstellung, entspricht einer Erwartung.

Grundlegend ist das im Zitat aufgeworfene Problem eines zwischen Individuum und Umwelt, also ein soziales. Und wer sozial sagt, meint zunächst einmal Sprache. Sie ist die einzige Brücke und zugleich die höchste Mauer zwischen den Menschen. Im Dialog wird das rollenbestimmende Erwartungsbild der Beteiligten aneinander und dessen Auswirkungen aufeinander, deutlich. So wird ein Gespräch – und das lässt sich im Alltag sehr gut beobachten – zwischen bestimmten Personen immer ähnlich verlaufen, insofern als sie beide untereinander zu einem bestimmten fixen Repertoire an thematischen und sprachlichen Stereotypen übereingekommen sind, bestimmte sprachliche oder inhaltliche Rituale wiederholen, die dem jeweiligen Gesprächspartner angepasst sind. Mit dem Wechsel der Gesprächspartner tritt auch eine gewisse Neudefinierung des Individuums ein, es muss sich dem neuen Gesprächspartner gemäß konzipieren. Radikalisiert und sicherlich übertrieben könnte man sagen, der Mensch hat so viele Identitäten wie Gesprächspartner. Oft wird sich ein Gesprächspartner in einem Dialog der starken Diskrepanz zwischen den an ihn gestellten Erwartungen und seiner selbst bewusst, weiß, dass sein Gegenüber ihn offensichtlich komplett falsch einschätzt, von ihm Verhaltensweisen, Meinungen etc. hören will, die ihm so nicht

eigen sind. Es ist interessant zu sehen, dass viel öfter dieses Erwartete erfüllt wird, auch wenn es gegen die eigene Überzeugung geht, um die Bequemlichkeit einer Konversation nicht aufzugeben, das eingeübte, reibungslose Ablaufen von immer gleichen Aussagen zu den immer gleichen Themen zu zerstören. In weiterer Folge ist es kein Problem Dinge zu sagen, und sich das Gegenteil zu denken, also seine eigentliche Meinung hinter dem Berg zu halten. Damit passt man sich also dem Erwartungsbild des Gesprächspartners an. Und erweitert zugleich die Kluft zwischen Erscheinung („aber du hast doch gesagt...“) und Essenz („aber ich denke mir doch eigentlich...“). Man lebt etwas anderes als man ist, schreibt etwas anderes als man denkt und denkt etwas anderes als man erwartet. Was übrig bleibt ist etwas anderes als man vorhatte.

Dieses Doppelleben endet üblicherweise - wenn das Individuum im sozialen Umfeld bleibt - damit, dass es sich dem ihm von außen vorgehaltenen Bild der anderen anzupassen beginnt, sich also eine fremde Persönlichkeit aufsetzen lässt. Ein gutes Beispiel dafür wäre Max Frischs Stück *Andorra*. Darin wird das Findelkind Andri von der Umwelt für einen Jungen jüdischer Herkunft gehalten. Entsprechend begegnen ihm die Menschen mit der ganzen Bandbreite antisemitischer Vorurteile. Das geht soweit, dass der allmählich älter gewordene Andri langsam selbst glaubt, er sei „geldgierig, verlogen, feige“ und was noch alles ihm an antisemitischen Vorurteilen begegnet ist, während er aufwuchs.

Identität ist schlussendlich von außen aufgesetzt. Nicht das unverwechselbar Eigene macht Identität aus, sondern die aufgezwungene Festlegung und Typisierung - auf einer zufälligen Vergangenheit basierend - anderer. Diese von Familie, Beruf, Gesellschaft, also Lebenskulisse, konzessionierten Rollenidentitäten sind es, die der Mensch ablegen muss, um „sich seiner selbst ganz bewusst“ zu werden.

Eine andere Facette der Suche nach der eigenen Identität ist bereits mit *Andorra* angesprochen worden: die Entwicklung

Es wird dem Menschen erst ab einem gewissen Alter möglich, bewusst von außen kommende Einflüsse, nach eigener Überlegung und Beurteilung, abzulehnen oder anzunehmen.¹ Ich meine damit die Kindheit, in der es vor allem die Eltern sind, die den Heranwachsenden zutiefst prägen, die er kopiert und von denen er partizipiert. Dies umfasst Kasuistik, Kategorialität und Konditionierung, Ethik und Moral, Verhaltensweisen im weitesten Sinn, die er in seiner Umwelt erlebt und sie übernimmt. Er wird sich auch als eigenständiger Erwachsener nach ihnen richten, entweder sie übernehmen oder ablehnen. In beiden Fällen orientiert er sich nur nach den Eltern, was ebenfalls sehr wichtig ist festzustellen. Das Problem um seine eignen Werte entscheidet der Mensch durch Annehmen oder Ablegen, Dar- oder Widerlegen allein dessen, was die Vorgänger (das nähere soziale Umfeld) gelebt haben. Auf diese Weise wird nichts gedacht und in die Überlegung einbezogen, was nicht von einem vorausgegangenen – eventuellen – Irrtum abhängig ist. Sich dieser Einschränkung auf die angestrebten „eigenen Werte“ bewusst zu werden, ist sehr wichtig im Prozess der Selbst-Bewusstwerdung.

Der Mensch lernt von seinen Eltern aber nicht nur sich zu verhalten, sondern von Anfang an auch zu sprechen. Und nicht zuletzt die Sprache ist es, in die er hineingeboren wird, die es ihm am schwersten machen wird, sich all dessen zu entledigen, was, von außen aufgesetzt, ein Teil von ihm geworden ist. Die Sprache an sich könnte er abweisen, durch ein Schweigen negieren. Viel gewichtiger ist aber, dass Sprache das Denken bestimmt.² Oft sind sie sogar

¹ Obwohl er sich auch dabei natürlich nur bedingt frei entscheidet, da er noch immer den anerzogenen, also von außen aufgebürdeten Paradigmen folgt.

² Zum Beispiel gibt es etwa im Chinesischen keine Personalpronomen, was etwa das oben aufgeworfene Problem der Segmentierung einer Person in Fremdzuschreibungen auflösen könnte. Oder die Sprache der Hopi-Indianer, deren Grammatik keine Tempora kennt. Kurz dauernde Ereignisse werden durch Verben ausgedrückt (ohne Perfekt oder Futur) und längere Ereignisse werden mit Substantiven bezeichnet. Im Gegensatz etwa zur deutschen Sprache wird damit eine Unterscheidung zwischen Gegenständen (Substantive) und Handlungen (Verben) unterbunden.

ident: Man weiß erst, was man denkt, wenn man sieht, was man gesprochen hat. Es ist schlussendlich die Reglementierung der Sprache, der durch Grammatik und Syntax gegründete Zwang zum Kausalnexus der in der Tat Denken an sich prägt. Diese Prägung von außen abzulegen erscheint unmöglich zu sein.³

Diesen zwei äußeren Einflüssen in ihrer ungewollten Auswirkung auf das Selbst zu entkommen ist nur bedingt möglich. Der Fremdidentität durch Rollentypisierungen in Konversationen entkommt man durch eine gewisse soziale Distanz, einem wie immer gearteten Kontaktverlust. Dieses Ende des sozialen Daseins ist die zweite Bedeutung des „Exils“ und kann zum Beginn des Ich werden.⁴

Der Konsequenzen wegen, die dieser Akt der sozialen Desintegration nach sich zieht, verlegt sich der Mensch mehr auf die Prüfung der in der Kindheit übernommenen Geisteshaltungen der Eltern, Medien usw. Er stellt sie in Frage, überdenkt und ersetzt sie eventuell durch „eigene Werte“.

Dabei verliert sich der stets selbst reflektierende Mensch schnell in Widersprüchen. Er kann nicht sicher wissen, ob er nicht die aufgebürdeten Werte aufgrund ebenso aufgebürdeter – also für ihn selbst verwerfungswürdigen - Kriterien ablehnt. Schließlich taucht noch das Problem auf, dass er nie weiß, was nun eigentlich wirklich von ihm ist und was von außen kam. Hat er sein Leben nicht von Früh auf verschriftlicht – was wohl kaum anzunehmen ist – so weiß er nicht, welchen Gedanken er einmal selbst gedacht und welchen er irgendwo gelesen oder anders aufgeschnappt hat.

Die Konfusion wird vollendet, wenn er erkennt, dass er selbst die Umwelt durch seine Handlungen beeinflusst, also damit die Handlungen beeinflusst – vielleicht sogar bedingt oder hervorruft –, welche die Umwelt wiederum auf ihn einwirken lässt. Dieser Rückkopplungskreis lässt alle Widersprüche klar zutage treten, der Ko-Konstruktivismus von Subjekt und Umfeld macht es dem Subjekt schwer, zu wissen, was nun wirklich von außen aufgebürdet ist, denn es weiß nicht, inwiefern das von außen gekommene durch seine Handlung hervorgerufen wurde also von ihm selbst kommt, und natürlich inwiefern diese wiederum von außen beeinflusst ist, ad infinitum...

Das Infragestellen von allem, was zunächst als Identität erscheint, wird zu einem großen Auflösen aller tradierten „aufgebürdeter“ Eigenschaften, dem Durchsieben der gesamten Persönlichkeit nach fremden Einflüssen und Aussiebung derselben. Die Ausmerzung mag nicht immer gelingen und wie oben vorgestellt ist es oft gar nicht möglich.

Wichtig ist aber, dass diesem Prozess der Individuation ein grundlegender neuer Wert erwächst: der Selbstzweifel.

Dieser Selbstzweifel richtet sich nicht nur auf die von „anderen aufgebürdeten, aufgezwungenen“ Anteile des Selbst. Das Ich wird sich selbst ein unbekanntes Terrain. Die Psychologie hat jenes mit dem Begriff Unbewusstes benannt. Der Selbstzweifel findet sich hierin bestätigt, findet der Mensch, der sich analysiert, also bewusst wird, immer einen verborgenen Bezirk, einen hinter schweren, undurchdringlichen Schleieren befindlichen Teil seiner Selbst, der ihm ein Rätsel bleiben muss. Die eingangs erwähnte Bedeutung des Exils tritt hier zutage.

Die skeptisch betrachteten Einflüsse von außen – vor allem die aufgesetzte Fremdtypisierung – und die Fremdheit des eigenen Unbewussten führen zu der Erkenntnis, dass, um mit Rimbaud zu sprechen, Ich ein anderer ist.

³ Sogar biologisch hat sich diese Vernetzung durchgesetzt, indem die linke Gehirnhälfte sowohl für analytisches, logisches Denken als auch für die sprachlichen Funktionen zuständig ist.

⁴ Gottfried Benn berichtet in *Epilog* von seiner Zeit als Arzt in Brüssel: „[...] war mit nichts behaftet, hing an keinem, verstand die Sprache kaum; [...] das Leben schwang in einer Sphäre von Schweigen und Verlorenheit, ich lebte am Rande, wo das Dasein fällt und das Ich beginnt.“

Gewisse Einflüsse kann man ausmerzen, Sinn und Zweck der Individuation kann aber nicht eine Reinigung des Ich von äußeren, gegen den Willen aufgesetzten, Einflüssen sein, da diese im Wesentlichen im Denken und in der Sprache fundiert und daher nicht ablegbar sind.

Nach dieser Klärung des Ich tun sich für das Denken, dem Grund für die Bewusstwerdung seiner selbst, die nächsten Probleme auf: Eine Suche nach dem Verhältnis zur Welt und nach einem Sinn dieses Komplexes, das es nun als Ich betiteln kann, sowie nach einer Form sich selbst zu transzendieren.

Das Subjekt, hat es einmal die Beschaffenheit seines Ich festgestellt, wird immer wieder auf sich selbst zurückkommen, das Ich kritisch betrachten und neu konzipieren müssen, es befindet sich in einer ständigen Revolte gegen das Unbekannte und Unkontrollierbare, versucht das Unbewusste zu ergründen und die Einflüsse von außen bewusst zu machen. Die Widersprüche und der Zweifel bleiben. Gewissheit existiert lediglich darüber.